

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 25 (1941)
Heft: 6-7

Artikel: Zum 1. August
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten jährlich 4 Franken.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Zum 1. August.

„Wie ist denn einst der Diamant entstanden?“ hat Gottfried Keller vor bald hundert Jahren gefragt. Die Tatsache, daß es seit sechshundertfünfzig Jahren eine Schweizerische Eidgenossenschaft gibt, wird uns diesen Sommer in unzähligen Reden, Zeitungs- und Rundspruchberichten über diese Reden, Aufsätzen und Schriften zu Gemüte geführt — ist es da nötig, daß wir auch im Blatte des Sprachvereins ihrer gedenken?

Jawohl; auch uns geht diese Tatsache etwas an. Wir sind zwar ein Bund zur Pflege und zum Schutz der deutschen Sprache, und die deutsche Sprache ist uns kein vaterländisches Heiligtum, wie es den meisten Völkern ihre Muttersprache ist. Aber wir sind ein Bund von Schweizerbürgern zu Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz; also legen auch wir der Staatsgrenze eine entscheidende Bedeutung zu, und diese Staatsgrenze hat sich vor sechshundertfünfzig Jahren abzuzeichnen begonnen, viel enger als sie heute ist, aber doch schon sichtbar. Aus unserer Doppelstellung als staatlich begrenzter Sprachverein ergibt sich die Aufgabe, das Verhältnis von Staat und Sprache, wie es damals war und seither gewesen ist, kurz zu betrachten. Dabei berühren wir vielleicht Dinge, von denen in den Festreden und Festaufsätzen sonst nirgends die Rede ist.

Ja, wie ist denn einst der Diamant entstanden? Etwas „einfach“ mutet die Betrachtung der Dinge in vielen Reden und Schriften schon an. Ein Unkundiger könnte daraus beinahe schließen, die Schweiz bestehe seit 650 Jahren in ihrem heutigen Umfang und sei damals als selbständiges, viersprachiges Staatswesen gegründet worden in der löblichen Absicht, der Welt zu zeigen, wie schön es sei, wenn Menschen verschiedener Sprache, Rasse, Klasse und Konfession friedlich und gleichberechtigt beisammen wohnen; sich der Welt als Muster zu zeigen, sei von Anfang an ihre klare „Mission“ gewesen. Gewiß ist eine Festrede keine geschichtswissenschaftliche Vorlesung und ein festlicher Leitartikel keine historische Abhandlung, aber gerade das, was uns heute teuer ist: das Land vom Genfer- zum Bodensee, von Chiasso bis Basel, die staatliche Unabhängigkeit und die Verbindung von Deutsch und Welsch, all das ist doch erst gut vierhundert Jahre alt. Es mußte zuerst erschaffen, erkämpft, errungen werden, und das dürfte man bei der Gelegenheit wohl deutlicher sagen, als es gemeinhin geschieht. Das schmälert das Verdienst der Gründer nicht; denn sie haben doch den Anfang gemacht, und aller Anfang ist schwer. Man sieht auch den Grund zur Gründung etwa am falschen Ort. In den letzten Jahren ist oft die Rede gewesen von dem „andern Geist“, der den Schweizer unterscheidet vom Reichsdeutschen. Das habe ja

schon Luther gemerkt, als er 1529 zu Zwingli sagte: „Ihr habt einen andern Geist“. Ein sonst sehr verdienter schweizerischer Urgeschichtsforscher hat diesen „andern Geist“ erklärt aus dem Pfahlbauernblut, das noch in unsern Adern fließe, und ein bekannter Mann, der gern über „Kulturpolitik“ spricht und den wir schon den „Kulturdemagogen des Tages“ genannt haben, schreibt ihn dem keltischen Blute der Helvetier und dem römischen ihrer Unterdrücker zu — also ganz nach der Lehre von „Blut und Boden“ („Blubo“ hat man das genannt; wir müßten vielleicht sagen „Blut und Wasser“, also „Bluwa“!), die man an andern Leuten gern verlacht. Gewiß gibt es auf politisch-sozialem Gebiete eine eigene schweizerische, von der reichsdeutschen verschiedene Denkweise, aber sie ist doch wohl eher die Folge als die Ursache der Gründung der Eidgenossenschaft. Wenn sich Luther und Zwingli nicht einigen konnten über die Frage, ob Christi „Fleisch und Blut“ beim Abendmahl als wirklich oder als sinnbildlich zu verstehen sei, so hängt das schwerlich mit der Verschiedenheit ihres Blutes zusammen, sondern mit dem Unterschied ihrer geistigen Bildung. Luther war im Kloster gewesen, Zwingli hatte eine freie humanistische Bildung genossen. Übrigens standen auf des Schweizens Seite der Elsässer Buzer (zu ihm, und nicht zu Zwingli, hat Luther sein Wort gesprochen) und der Schwabe Okolampad und gegen ihn die katholischen Urschweizer — hatten die auch einen „andern Geist“? Mit solchen patriotischen Phantasien ist dem Vaterland nicht geholfen.

Die Tatsache der Gründung aber war durchaus nichts Einzigartiges, sondern nur „ein Glied der mächtigen genossenschaftlichen, kleinstaatlich-republikanischen Bewegung, welche die romanisch-germanischen Völker vom 11. bis 14. Jahrhundert gegen die feudalen und monarchischen Gewalten des Mittelalters ausgefochten haben. Der Wille zur politischen Selbstbestimmung, zur Selbstregierung der Bürgergemeinden und Bauernverbände war Teilerscheinung einer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umschichtung größten Stiles Aber jene abendländischen Kommunen erlagen in ihrer Vereinzelung den fürstlichen, bürokratischen, großräumigen Mächten“. (Nach Karl Meyer). Im selben Jahr 1388, in dem die Glarner bei Näfels ihre Freiheit behaupteten, zwei Jahre nach Sempach, erlag bei Döffingen der Schwäbische Städtebund dem Grafen von Württemberg, und die Bauernrepublik der Nidmarnen, die sich 1227 und 1500 mit Erfolg für ihre Freiheit geschlagen, erlag 1559 doch noch den Herzögen von Schleswig-Holstein. „Einzig im schweizerischen Hochland hat der genossenschaftliche Staatsgedanke seither, über sechs Jahrhunderte hindurch, sich ununterbrochen behauptet.“ Den Grund für diesen Erfolg sieht Prof. Karl Meyer, heute wohl der beste Kenner unserer

Gründungsgeschichte, nicht in einem „andern Geist“, im Pfahlbauer- oder Keltensblut, sondern für die erste Zeit im „militärischen Schutz der Berge“ (Morgarten!), und im „einzigartigen Bindemittel des Vierwaldstättersees“, auch in der „Lage am Rand der habsburgischen Hausmacht und des deutschen Reiches“ und andern äußern Umständen, für die spätere Zeit dann auch noch darin, daß „die auseinander liegenden Städte der Hochebene ihren Rückhalt fanden an der räumlich geschlossenen und politisch-militärisch bewährten Föderation der Gebirgsgemeinden, am Dreiländerbund“. Die Gründer selbst waren noch unerschüttert im Gefühl, zum „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation“ zu gehören, und hatten noch keine Ahnung, daß ihre Gründung einmal ein selbständiges, vom Reiche unabhängiges Staatswesen bilden und sogar fremdsprachige Nachbarn aufnehmen könnte. Noch in den Burgunderkrieg zogen die Schweizer 1474 auf Aufgebot „ihres allergnädigsten Herrn des Kaisers“ als „Zuglieder des heiligen Reichs“, nicht als „Hauptsäcker“, sondern als „Helfer“; erst als dieser Kaiser sie dann (in einem Menschenalter zum zweiten Male!) verraten hatte, sie dann aber aus eigener Kraft mit dem gefährlichen Nachbar fertig geworden waren und der König von Frankreich seine Goldvögel hatte pfeifen lassen, da erst tauchte der Gedanke an eine Trennung vom Reiche auf, aber noch nach dem Schwabenkrieg, der 1499 tatsächlich („de facto“) zu dieser Trennung führte, bestanden sie im Frieden von Basel nicht auf der ausdrücklichen Anerkennung ihrer Lösung aus dem Reichsverband; dazu kam es („de jure“) erst 1648.

Daß wir aber ein halbes Jahrtausend lang politisch-gesellschaftlich anders erzogen worden sind als unsere Stammesbrüder überm Rhein, nämlich im Geist der Genossenschaft und nicht in dem eines Untertanenverhältnisses zu einem Landesfürsten, das hat zur Folge gehabt, daß wir heute in der Tat in solchen Dingen andern Geistes sind. Das hat Gottfried Keller in München und Berlin empfunden und dichterisch gestaltet im Freundschaftsbund des grünen Heinrichs aus der Schweiz mit dem Niederländer Lys und dem blonden Erikson von der deutsch-dänischen Grenze. Alle drei „vom äußersten Saume des deutschen Volkstums“ gekommen, wo (nach der 1. Fassung) „germanisches Wesen noch in ausgeprägter und alter Feste lebte in Sitte, Sprachgebrauch und persönlichem Unabhängigkeitsinn“, fühlen sie sich durch ein „gemeinsames Band“ vereinigt und verschieden vom „beweglichen Volk der Mitte“, an dem ihnen seine „Autoritätsucht und ihr Widerspiel, die unendliche Unterwürfigkeit“ peinlich auffällt. Abgesehen hat sich auch innerhalb des Reiches diese Autoritätsucht verschieden entwickelt: im Norden stärker als im Süden, in Residenzstädten stärker als in den ziemlich republikanisch gesinnten Reichsstädten, besonders in den Hansestädten. Das hat auch Goethe empfunden, als er schrieb, daß „barsches Wesen“ (die berühmte republikanische Grobheit) in Reichsstädten „nicht widerwärtig und, mit Verstand im Hintergrund, sogar willkommen“ sei. (Er denkt an die damalige freie Reichsstadt Frankfurt im Gegensatz zu Weimar). Andererseits ist der genossenschaftliche Geist ja auch in der Schweiz nicht immer und überall gleich stark gewesen. Er hat den Widerspruch nicht verhindert, daß die Männer, die selber keine Untertanen sein wollten, solche doch haben wollten. Stattliche Teile der heutigen Schweiz sind ja durch Eroberung zu ihr gekommen und jahrhundertlang in Abhängigkeit gehalten worden; im 18. Jahrh. waren über vier Fünftel der „freien Schweizer“ unfrei. Aber selbst in den Untertanengebieten hatten die Gemeinden immer noch gewisse Freiheiten, und das Volk war bewaffnet. Daß die Volksgemeinschaft bei uns stärker erhalten geblieben ist als in allen andern Ländern, nicht nur im Reich, daß

das allgemeine Verhältnis von Herrschaft und Dienstbote, von Meister und Geselle, von Offizier und Soldat usw. nie so schroffe Formen angenommen hat wie anderswo, das verdanken wir in der Tat den Männern, die vor 650 Jahren den Grundstein zur Eidgenossenschaft gelegt haben.

Als sich dann diese Eidgenossenschaft im 15. und 16. Jahrhundert fremdsprachige Gebiete angliederte, erhielten diese keine Gleichberechtigung, sondern nur die Stellung von Zugewandten Orten (Graubünden, Gené) oder gar nur von Untertanengebieten (Tessin, Waadt). Die Schweiz war bis 1798 ein deutschsprachiger Staat; auf ihrer Tagsatzung wurde nur deutsch gesprochen. Volle Gleichberechtigung erhielten die fremdsprachigen Gebiete auf die Dauer erst 1848, und zwar ganz im Gegensatz zum europäischen Zeitgeist; während aus Deutschland und Italien einsprachige Nationalstaaten wurden, schuf die Schweiz den dreisprachigen Nationalitätenstaat. Wenn in diesem Staate im allgemeinen Sprachfriede herrscht, so ist auch dieser nicht planmäßig geschaffen, sondern uns vom Schicksal im Laufe der Zeit glücklich beschieden und durch mannigfache Umstände erleichtert worden, namentlich durch die sprachliche Gleichgültigkeit der großen deutschsprachigen Mehrheit.

Es gibt Leute, die es als Annäherung empfinden, wenn man der Schweiz eine rassen- und sprachenversöhnende „Sensung“ zuschreibt. Aber wir dürfen eine solche schon anerkennen, wenn wir uns dabei nicht einbilden, unsere Vorfahren hätten diese Aufgabe von Anfang an aus staatsmännischer Einsicht und in bewusster Absicht übernommen; eine weise Vorsehung hat sie uns vielmehr als Schicksal auferlegt, und wir haben sie erst seit etwa hundert Jahren erkannt. Sie ist auch nicht, wie oft behauptet wird, die einzige Aufgabe, deren Erfüllung unserm Staatswesen sein eigenes Daseinsrecht gibt; wir sind daneben immer noch das Land, in dem trotz allem der genossenschaftliche Gedanke, die Volksgemeinschaft am stärksten verwurzelt ist.

An der ganzen vaterländischen Festfreude dieses Sommers kann dem denkenden Beobachter auffallen und uns vom Sprachverein Genugtuung bereiten, daß der Schweizer die Gründungsgeschichte seines Vaterlandes vor allem mit den Augen sieht, die ihm der Schwabe Schiller geöffnet, und ihm hat der Frankfurter Goethe geholfen. In seinem schönen Gedichte „Schutzgeister“ erzählt Konrad Ferdinand Meyer, wie er wieder einmal am Vierwaldstättersee gewandert sei und den Geist Goethes zu hören vermeint habe, der ihm zuflüsterte, wie er auf einer seiner Schweizerreisen hier die Rütlisage gefunden und daraus ein Tellospos habe bilden wollen, den Stoff dann aber in Schillers edle Hände gelegt habe. Und da leistet sich Meyer ein reizendes und geistvolles Wortspiel: die griechische Sage erzählt von den unzertrennlichen Zwillingenbrüdern Kastor und Pollux, den Söhnen des Zeus, daher Dioskuren genannt, und versetzte sie ins Sternbild der Zwillinge, wo sie als Schutzgötter der Schifffahrt und der Gastfreundschaft wirkten. In Weimar nennt man das gemeinsame Denkmal der Dichterfreunde Goethe und Schiller das Dioskurendenkmal. Und so schließt der Schweizer Dichter:

Selig war ich mit den beiden,
Dämmerung verwob die Weiden,
Und ich sah zwei treue Sterne
Über meiner Heimat gehn.
Leben wird mein Volk und dauern
Zwischen seinen Felsenmauern,
Wenn die Dioskuren gerne
Segnend ihm zu Haupte stehn.

Freilich hat man sich in der Schweiz schon lange vor Schiller die Geschichten von Tell und vom Rütli erzählt, sonst hätte sie Goethe auch nicht gefunden, und Schillers Hauptquellen sind ja Tschudi und Johannes von Müller gewesen. (Übrigens sind diese „Geschichten“, die man nun etwa hundert Jahre als haltlose Sagen betrachtet hat, durch die Forschungen Karl Meyers wieder wahrscheinlicher, beinahe schon wieder „Geschichte“ geworden; Gottfried Keller hat auch schon 1860, in seinem köstlichen Bericht von der Einweihung des Mythensteins zum Schillerstein, ihre Entstehung aus nichts eine Unmöglichkeit genannt). Aber auch Tellspläne mit Rütlizeichnungen hat es schon vor und wieder nach Schiller gegeben — keines hat im entferntesten die Wirkung von Schillers Werk erreicht, und heute können unsere Festredner kaum etwas Besseres tun, als den Kern der Gründungsgeschichte in der Fassung auszudrücken, die ihm nun einmal Schiller und kein anderer gegeben: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern —“ Es gibt aber im Bundesbrief von 1291, ganz abgesehen vom lateinischen Wortlaut, kaum eine Stelle, die diese Fassung wörtlich nahe legt, und doch verwenden und empfinden die guten Schweizer von heute diese Worte Schillers, wie wenn sie in jener Sommernacht 1291 steno-, wenn nicht gar phonographisch aufgenommen worden wären. Es trifft sich darum auch reizend, daß die vielen Rütliwallfahrer, die von Luzern oder von Brunnen herkommen, zuerst am Schillerstein vorbeifahren und auf der Heimfahrt nochmals den „Sänger Tells“ grüßen, der des grünen Heinrichs „heiligste Sagen verherrlicht“ zurückgegeben hat.

Wir alle freuen uns dessen, was Keller die „wunderbare Tatsache des Vaterlandes“ nannte, und stehn zu Karl Hediger, der das Fähnlein der sieben Aufrechten übergab mit den Worten: „Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgerfönn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundesliebe vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden“. Und das hat am 1. Augusten 1291 begonnen, und dessen freuen wir uns.

Büchertisch.

Dr. Paul Lang, Professor an der Kantonschule Zürich. **Stilistisch-rhetorisches Arbeitsbuch** für die Mittelschule, die Hochschule und den Selbstunterricht. 289 S., geb. Fr. 5.40. Schlüssel (gesondert zu beziehen) Fr. 1.50. Verlag Sauerländer & Co., Aarau.

In doppeltem Sinn ein Arbeitsbuch: eine Anleitung zur Arbeit, nämlich zu reichlicher sprachlicher Übung, aber auch hervorgegangen aus gewaltiger Arbeit. Es setzt die Kenntnis der deutschen Sprache voraus, ist also keine Sprachlehre im üblichen Sinn; es will zum guten Gebrauch der Sprache anleiten. Kann man das? Beim Lesen guter Bücher kann sich das Sprachgefühl entwickeln, aber es muß das nicht, sonst könnte Ed. Engel nicht mit Recht eine so lange Reihe von Germanisten zu den schlechten Stilisten zählen. Engel meint, guter Stil lasse sich nicht künstlich anlernen; was man dem Schüler beibringen könne, seien nützliche Lehren fürs Tun, besonders aber die noch nützlicheren Mahnungen zum Lassen, nämlich schlechter Sprach-

gewohnheiten, und das ist ja der Hauptzweck des „Korrigierens“ im Schulsinn. (Korrigieren heißt eigentlich verbessern, der Lehrer verbessert aber gewöhnlich nicht, sondern sieht nur durch, streicht an und läßt den Schüler verbessern). Das ist das Unbefriedigende an dieser großen Last des Sprachlehrers: er kann dem Schüler nur schlechtes Deutsch ab-, aber damit noch kein gutes Deutsch angewöhnen, sondern nur ein etwas farbloses „korrektes“ Deutsch. Das ist immerhin viel mehr als nichts. Aber wenn man Langs Buch durchgesehen hat, fängt man wahrhaftig an zu glauben, auch ausgesprochen gutes Deutsch lasse sich beibringen, nämlich durch Übung, aber durch eine ungeheure Menge von Übung. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie reichhaltig und dabei geschickt und klar geordnet diese Übungen sind: zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Schärfung des Sprachgefühls, zum Satzbau, zum Aufbau eines Aufsatzes. Bald soll der Schüler in einem vorliegenden Brief allzu vertrauliche oder gewöhnliche Ausdrücke durch gut schriftsprachliche, etwas gehobene ersetzen, bald umgekehrt allzu blumige durch bescheidenere, bald in einer etwas derb geratenen Beschwerde die beleidigenden Wörter mildern, bald aus einem literarischen Schriftstück ein paar eingeschmuggelte gezielte vereinfachen, bald aus der Rede eines Generaldirektors etwa zwei Duzend überflüssige Fremdwörter verdeutschen, bald in einer Trauerrede die Phrasen umgehen usw. Der Verfasser ist ein sehr guter Kenner guten deutschen Sprachgebrauchs und macht z. B. darauf aufmerksam, daß Wörter wie „währenddem“ und „trotzdem“ in Norddeutschland nur als Umstands-, nie als Bindewörter verwendet werden, läßt sie aber auch als solche für die Schweiz gelten. Daß die Möglichkeitsform (der Konjunktiv) auch in geistig höhern Kreisen allmählich verschwindet, schreibt er wohl mit Recht dem „steigenden Einfluß der sprachlich Angebildeten“ zu, unter denen sich auch Rundspruchsprecher befinden. Eine Muster Sammlung von Briefen und Berichten schließt den 1. Teil, die „Sachprosa“, deren Beherrschung jedem zugänglich sein sollte, der auf gute sprachliche Bildung Anspruch macht. Der Abschnitt über „Kunstprosa“ will natürlich nicht zur Berufsschriftstellerei erziehen, sondern nur zum Erkennen höherer Prosa anleiten. Das 3. Buch gibt Anleitungen zur Redekunst und antwortet u. a. auf Fragen wie: Wie man sich auf eine Rede vorbereitet. — Den endgültigen Beweis seiner Güte leistet natürlich ein solches Werk erst im Unterricht; es ist aber sehr zu wünschen, daß bald reichliche Versuche damit gemacht werden. In einer hoffentlich bald notwendigen 2. Auflage könnten dann einige Kleinigkeiten verbessert werden: Das Hedy würde dann vielleicht zum Hedi, und aus den Dialekten würden Mundarten, um so eher, als einmal vom „dialektischen Sprachganzen“ die Rede ist, das griechische Wort also verwirrend in einem andern Sinn verwendet wird als für „mundartlich“. In dem Sage (S. 75) „Da die deutschen Konjunktionen teilweise von den schweizerischen abweichen“ usw. weiß man nicht, ob „deutsch“ und „schweizerisch“ hier bedeuten „schriftdeutsch“ und „mundartlich“ oder ob unterschieden werden sollte zwischen dem in Deutschland und dem in der Schweiz üblichen Schriftdeutsch. Schließlich sind ja auch die „schweizerischen“ Konjunktionen deutsch, aber eben schweizerdeutsch. S. 146 fragt jemand in einem Musterbriefe, warum man von der Postverwaltung anders behandelt werde, „als man es sich von Bahn und Schiff gewöhnt ist“; besser wäre doch wohl: „als man es gewöhnt ist“. (Man gewöhnt sich an etwas, und wenn man sich daran gewöhnt hat, dann ist man daran gewöhnt [ohne „sich“!], oder man ist es gewöhnt). Diese paar Aussetzungen seien nur angebracht, um zu zeigen, daß es uns nicht bloß ums Rühmen zu tun